

NACHRICHTEN

Heimweh-Doku einer Luzernerin

FILM reg. «Langi Ziit» heisst der Dokumentarfilm der Luzernerin **Romana Lanfranconi** zum Thema Sehnsucht nach der alten Heimat. Darin erzählen die Exilschweizer Hugo Studhalter, Anna Blättler und Urs Bauer, die einst vom Fernweh getrieben in die weite Welt auszogen, von ihrer Sehnsucht nach der Innerschweiz. Der Film wird noch viermal gezeigt – mit kurzer Einführung und anschliessendem Gespräch: heute, **28. April, 2., 9. und 12. Mai**, jeweils 19.30 Uhr bei STA Travel und Jazzkantine an der Grabenstrasse 8 in Luzern. Vorverkauf: www.langiziit.ch.



bei Moana N. Labbate, Dirigentin des Konzertchors Klangwerk Luzern

Ins KKL ohne Nutzungsrecht?

mat. Der Konzertchor Klangwerk Luzern hat als grösster Traditionschor in der Region kein KKL-Nutzungsrecht. Das macht eine Ausführung wie jetzt von Mendelssohns «Elias» zur Herausforderung.

NACHGEFRAGT

Kann man den KKL-Konzertsaal heute noch mit einem Werk mit dem biblischen Titel «Elias» füllen?

Moana N. Labbate: Tatsächlich ist selbst ein derart grossartiges Werk nicht mehr ein so sicherer Wert. Auch Chorsänger gehen heute kritischer mit Bibeltexten um. Der Theologe Thomas Markus Meier hat uns deshalb interessantes Hintergrundwissen vermittelt. Das war ein derart toller Einstieg, dass wir ihn für eine Konzerteinführung um 18.30 Uhr gebucht haben. Dennoch: Mendelssohns Musik braucht keine Erklärung, sie wirkt von selbst.

Es gibt Vereine, die ihre Saison mit dem Jahreskonzert im KKL finanzieren. Wie sieht das bei einem Chor aus, der nicht vom Tarif für Nutzungsberechtigte profitiert?

Labbate: Die neue Aufteilung der Kulturförderung von Stadt und Kanton hat schwerwiegende Folgen für Ensembles, für die sich niemand verantwortlich fühlt. Unsere Sänger stammen aus der Stadt, der Agglomeration und dem ganzen Kanton. Die KKL-Nutzungsrechtskommission ist deshalb der Ansicht, unser Wirken sei zu wenig «mit der Stadt Luzern» verbunden, obwohl wir in drei bis fünf Konzerten pro Jahr im KKL wirken.

Wie sehen die Zahlen aus?

Labbate: Vom Kanton bekommen wir gar keine Unterstützung mehr, die RKK ist noch offen. Der FUKA-Fonds der Stadt Luzern unterstützt uns mit 1000 Franken. Gleichzeitig zahlen wir für die KKL-Miete und Billettsteuern rund 30 000 Franken. Die Ticketeinnahmen decken höchstens zwei Drittel der Kosten. Das Nutzungsrecht würde uns im fünfstelligen Bereich entlasten.

Ihr Konzertchor riskierte vor einem Jahr den Namenswechsel von Lehrerchor zu Klangwerk Luzern. Hat sich dieser bewährt?

Labbate: Ja, auch von den Mitgliedern hat ihn niemand in Frage gestellt. Für mich als Dirigentin ist entscheidend, dass er für einen leistungsfähigen Chor steht, der mit mir immer wieder Neues wagt. Beim «Elias» stehen über 120 Sänger aus drei Generationen auf der Bühne – das ist schlicht grandios.

HINWEIS

Konzert Klangwerk Luzern und Capriccio Basel: Mittwoch, 4. Mai, 19.30 Uhr, Konzertsaal KKL Luzern. VV: Tel. 041 226 77 77.

Der Prototyp des Nordic Jazz



Jan Garbarek, hier mit dem brasilianischen Elektrobasisten Yuri Daniel, konstruierte im KKL ein fragiles Sound-Ambiente.

Bild Dominik Wunderli

KONZERT Der Jazz von Jan Garbarek ist so unverkennbar wie breitenwirksam: Jetzt ist der stille Norweger ins KKL zurückgekehrt.

PIRMIN BOSSART
kultur@luzernerzeitung.ch

Die einen sehen die Weite der kargen Landschaften vor ihrem inneren Jazz-Auge aufgehen, andere wandeln mit den mystischen Klängen den Fjorden entlang und spüren die Einsamkeit in ihrer Seele rauschen. Jan Garbarek ist der Prototyp des Nordic Jazz: Er hat diesen Mix aus hymnischen Melodien, flächigen Harmonien und erdigen Fundamenten in die europäische Jazzgeschichte eingeschrieben. Nicht der afrikanische Blues ist sein Rückgrat, sondern das folkige Liedgut des europäischen Nordens, verbunden mit Schönklang, Innigkeit und ein bisschen Pathos.

Abschied vom Jazz

Nach sieben Jahren ist Jan Garbarek am Dienstagabend mit seiner Group ins KKL Luzern zurückgekehrt. Ein Quartett, das mit dem deutschen Pianisten und Keyboarder Rainer Brüninghaus, dem brasilianischen Elektrobasisten Yuri Daniel und dem indischen Perkussionisten Trilok Gurtu international besetzt ist. Man war gespannt, wie sich der Norweger nach seinen jahrelangen Erfolgen mit

dem Hilliard Ensemble im engeren Jazz-Kontext anhören würde. Immerhin hat er in den 1970er-Jahren mit expressiven und recht freien Spielweisen eine Klangsprache entwickelt, die den skandinavischen Jazz geprägt hat.

Doch Jan Garbarek hat sich schon seit Jahren vom Jazz verabschiedet. Wiederholt hat er in Interviews kundgetan, dass seine Musik längst nicht mehr Jazz im herkömmlichen Sinne sei, sondern ein weiter gefasstes Medium, in dem er neue Einflüsse zu verschmelzen suche. So fehlten denn auch die befruchtende Interaktivität und der Improvisationsgeist, die den Jazz definieren. Stattdessen war das Konzert eine Abfolge von melodios-innigen Themen, die eher unterhaltsam als herausfordernd moduliert wurden: Weniger in dicht verzahnten Interplays mit überraschenden Wendungen als in genau abgesteckten Variationen, die Raum schufen für solistische Intermezzi.

Die Kerne von Garbareks melodiosen Motiven sind einfach, aber umso wirklicher. Sie prägen sich sofort ins Ohr, machen empfänglich für seelenvolle

Emotionen. Dazu kommt sein Sound auf dem Sopran- und dem Tenorsaxophon, dieser klare Ton, den er mit heftigen Impulsen in höchste Höhen führen kann. Während sein Sopransound bei aller Poesie mit der Zeit eher etwas einsilbig wirkte, gingen seine balladesken Passagen mit der leise röchelnden Sonorität des Tenorsaxofons viel stärker unter die Haut. Seine an Coltrane geschulte Intensität mit dicht gedrängten Klangkaskaden war nur noch in wenigen Momenten spürbar. Mehrheitlich stellte Garbarek ein Thema vor, expandierte es ein wenig mit der Band und gab dann den Ball an einen Solisten weiter, um sich am Ende wieder gemeinsam zum Tutti zu finden.

Kein einziges Wort

Obwohl sich der musikalische Innovationsgrad stark in Grenzen hielt und ein Hardcore-Jazzfan nicht auf die Rechnung kommen konnte, kam keine Langeweile auf. Das Konzert war von Anfang an als Gesamterlebnis angelegt, in das man eintauchen konnte. Ein grosses weisses Segel war über der Bühne aufgespannt, wie ein Schmetterlingsflügel. Ein emotionaler Fokus der Weite und Geborgenheit, der von kühlen Farbgebungen beleuchtet wurde. Garbarek hütete sich, mit Zwischenansagen dieses fragile Sound-Ambiente aufzulockern. Er sagte während der zwei Stunden kein einziges Wort. Nicht auszudenken, wenn da einer noch

geplaudert hätte. Das hätte diese Musik schnell in der Belanglosigkeit versenkt.

Aber auch die Band selber hielt die Aufmerksamkeit des Publikums aufrecht, indem sie immer mal wieder Tempo und Intensitätsgrad wechselte: Auf eine hymnische, mit oft schrecklichen Synthietypischen versehene Feierlichkeit folgte ein rhythmisch aufgedonnerter Post-Fusion-Track oder glänzte ein Musiker mit einem solistischen Exkurs. Überhaupt verstand es Garbarek, den Mitmusikern viel Raum zu geben.

Regelrechte Show

Einmal war es Rainer Brüninghaus, der in einem längeren Solo-Rezital von der klassisch angehauchten Etüde über quirlige Jazzfiguren und bluesig-groovende Patterns bis zum grollenden Gewittersturm alle Register zog. Vor allem aber war es Trilok Gurtu, der mit seinen wunderbar atmosphärischen Perkussions-Finessen und der indischen Trommelsprache eine Show abzog, in der auch noch das Publikum mitklatschen konnte. Gurtu verzauberte mit seinen Urwaldgeräuschen und seiner Stimme das Publikum.

«Sie machen heutzutage immer weniger Musik und immer mehr Klamauk», lautete am Ende das Fazit meines Sitznachbarn. Man konnte dem altgedienten Jazzfan nicht widersprechen. Aber nur so lassen sich heute teure Kulturhüllen mit «Jazz» füllen.

Eine Wolfsliebe mitten in Deutschland

KINO Nicolette Krebitz erzählt die Story von «Die Schöne und das Biest» unverblümt. «Wild» zeigt Bilder, die nachwirken und ins Unterbewusste zielen.

Eine junge Frau in einer ostdeutschen Stadt erblickt eines Morgens in einem Park einen Wolf und ist von dem Moment an dem Tier völlig verfallen. Sie schafft es schliesslich, den Wolf einzufangen, bringt ihn in ihre Hochhauswohnung und stürzt sich von da an in eine stürmische Liebesbeziehung mit dem wilden Tier. So schlicht und einfach lässt sich der neue Film von Nicolette Krebitz auf seine kürzestmögliche Formel bringen.

Nachhaltige Irritation

Ania (Lilith Stangenberg) heisst die junge Frau, sie lebt ein eintöniges und einsames Dasein zwischen ihrer Wohnung in einer Plattenbausiedlung in Halle Neustadt, ihrer todkranken Mutter im Spital – und ihrem Arbeitsplatz. Dieser befindet sich in einem gesichtslos-tristen Werbebüro, wo sie für ihren launischen Chef (Georg Friedrich) vor allem als Kaffeezubereiterin und Mädchen für alles



Ania (Lilith Stangenberg) verliebt sich in einen Wolf.

PD

tätig und dabei sichtlich unterfordert ist. Doch alles ändert sich, als sie es schliesslich geschafft hat, das Tier nach aufwendiger Jagd zu betäuben. «Ich hab jemanden kennen gelernt», erklärt Ania ihrem Chef, als dieser ihr immer unverhohlene Avancen macht. Und auf die Frage, was dieser «Jemand» denn so mache, sagt sie: «Nichts, ausser gut aussehen.»

Es ist diese Sachlichkeit und Selbstverständlichkeit, mit der sich diese Geschichte entwickelt und die einen grossen Teil der Faszination, aber auch der

nachhaltigen Irritation von «Wild» ausmachen.

Die seit den 1980er-Jahren als Schauspielerin bekannt gewordene Nicolette Krebitz (43) ist seit Ende der 1990er auch als Regisseurin erfolgreich. Mehrere Kurzfilme und zwei lange Spielfilme hat sie seither realisiert. Jetzt habe sie die Grundidee mit dem Wolf aus einem häufig wiederkehrenden Traum, bei dem immer ein Wolf hinter ihr herlief, entwickelt, erzählt die Regisseurin. Dass eine solche direkt ins Unterbewusste zielende Anek-

dote am Anfang steht, mag mit ein Grund sein dafür, dass die Bilder von «Wild» so sehr nachhallen und den Film zu einem der verstörendsten Kinoerlebnisse seit langem machen.

Mit realen Wölfen gearbeitet

In «Wild» wurden alle Szenen mit dem Wolf real gedreht, nichts wurde digital nachbearbeitet. Dabei hat die Figur der Ania in Lilith Stangenberg eine grandiose Interpretin, die auch die extremen Handlungen und Entscheidungen der jungen Frau nachvollziehbar macht. Stangenberg wirkt entrückt und doch in jeder Szene äusserst präsent; sie schafft es mühelos, sowohl anfängliche Teilnahmslosigkeit wie später auch fortschreitende Entfesselung ihrer Figur glaubwürdig und ganz unangestrengt zu verkörpern – und dabei in Bereiche vorzustossen, die, wäre die Story nicht von einer Frau erdacht und realisiert, man geneigt wäre, als «Männerfantasie» abzutun. ★★★★★

GERI KREBS
kultur@luzernerzeitung.ch

HINWEIS

«Wild» läuft im Kino Bourbaki (Luzern).



Die Trailer zu den aktuellen Filmen finden Sie auf www.luzernerzeitung.ch/kino